

**Zeitschrift:** Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde  
**Band:** 49 (1987)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Bern : die Liebeserklärung der Emilie von Berlepsch (1755-1830)  
**Kapitel:** Die Liebeserklärung an Bern  
**Autor:** Utz, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-246418>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 07.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Die beiden Söhne Zeerleder bekommen nämlich keine Briefe mehr: Karl, der 15jährige, ist nach vier Monaten Welschland heimgekehrt und besucht im Winter die Kurse des Politischen Instituts, eine Pflanzstätte für Patriziersöhne. Der Aufenthalt des nun 23jährigen Ludwig im Ausland dauerte vom Juli 1793 bis zum Frühjahr 1795. Er sträubte sich gegen den sanften Druck der Mutter, dem Vater im Beruf und in den politischen Ansichten zu folgen. Geplant war, dass er sich im Bankgeschäft bei befreundeten Häusern in Frankfurt, Hamburg und London umsehe. Er jedoch betrachtete die Fremde als eine Befreiung aus der Enge und Erstarrung der Vaterstadt und wollte seinen Neigungen zu den schönen Künsten und den Lehren der Revolution nachgeben. Allerdings, mehr Sorgen als Ludwigs progressive Ideen macht ihrem Mutterherzen seine Bindung an die Frau des Bankiers Gontard in Frankfurt am Main. Sie protestiert mehrmals, sie schilt ihren Sohn unbelehrbar: «Suives votre penchant, livres vous aux délices d'une liaison fantastique dont je présume que vous faites plus de la moitié des frais; je vous plains et renonce a vous ramener.» Sie konnte nicht verhindern, dass Ludwig auch auf der Rückreise von England in Frankfurt Station machte; doch nachher ergab er sich offenbar in seine Pflicht. Im Hause Zeerleder hört man nichts mehr von Susette Gontard (1768–1802)<sup>60</sup>. Dem Hofmeister ihrer Kinder blieb es vorbehalten, sie wenig später in schwärmerischer Liebe zu verewigen: Friedrich Hölderlin seine Diotima. «Mes fils commencent toujours le roman» – diese Erkenntnis der Frau Zeerleder schliesst ihren Sohn Albrecht ein, der mit 20 Jahren ein mehr als brüderliches Interesse an seiner Ziehschwester Charlotte Bürkli bekundete. So sind, folgsam oder widerspenstig, die Kinder der Witwe Zeerleder herangewachsen. Ihre Hingabe an deren Erziehung ist mehrfach bezeugt. Ein memorabler Ausspruch von ihr setzt pädagogische, soziale und politische Zeichen: «Mes deux seuls emplois d'argent seront l'éducation de mes enfans et le soulagemens des malheureux. Dans une republique il est pernicieux et blamable de se distinguer par le luxe et l'ostentation.»<sup>61</sup>

Diese Maxime lässt wiederum den Abstand ermessen, der sie von der deutschen Aristokratin, von Emilie von Berlepsch trennt. Indessen haben wir schon mehrmals die geheimnisvolle Zuneigung festgestellt, die Charlotte Zeerleder trotz allem an ihren anspruchsvollen Gast band. Nun soll gezeigt werden, wie Emilie von Berlepsch die Hilfsbereitschaft und Sympathie in ihrer überschwänglichen Art erwiderte, wie sie die Liebe zur Freundin zur Liebe zu deren Vaterstadt und Vaterland erweiterte.

## 5. Die Liebeserklärung an Bern

«Helas, ce beau Printems me rappelle bien celui que j'ai passé chez Vous, excellente femme, digne et tendre Amie,» schreibt Emilie von Berlepsch drei Jahre später an Charlotte Zeerleder. «Je n'oublierai jamais cet heureux tems dont peut etre je n'aurois

jamais une jouissance semblable, mais qui a été bienfaisant pour la santé de mon corps et de mon Ame. Qu'il est rare de trouver dans ce triste monde les biens dont je jouissais chez Vous. L'amitié, la paix, la douce confiance, le spectacle de toutes les vertus domestiques, une conversation éclairée et la belle, belle nature.» Und nach weitem drei Jahren, 1801: «Je crois en Vous et Vous reviens toujours avec cette confiance qui me donna pres de Vous des heures, des moments d'une félicité que je n'ai presque connu que là.»<sup>62</sup>

Die elegische Rückschau aus einer trüben Gegenwart in eine verklärte Vergangenheit liegt offen da. Gesteigert wird die Verklärung einerseits durch Dankbarkeit für zeitweilige Erholung an Leib und Seele, andererseits durch die Gewissheit der Schreiberin, dass das Paradies mittlerweile verloren gegangen ist, zerstört durch die französische Fremdherrschaft. Unter dieselbe Perspektive sind die folgenden Ausschnitte und Zusammenfassungen zu stellen; sie stammen aus dem Werk *Einige Bemerkungen zur richtigern Beurtheilung der erzwungenen Schweizer-Revolution . . .*, das Emilie von Berlepsch 1799 in Leipzig drucken liess, getrieben von ihrer Empörung über die französische Invasion. Daraus wurde das Lob der Stadt Bern ganz am Anfang dieser Arbeit schon zitiert: Wie ihr Blick vom heilbringenden Frieden des Bellevue hinausschweift in die urbarisierte und urbanisierte Landschaft bis hin zur Alpenkette . . . «la belle, belle nature». Die «vertus domestiques», die sie an der Gastgeberin rühmt, findet sie weit verbreitet: «Ich darf sagen, dass ich nirgends so viel schöne, sittsame, ganz auf einen stillen und wirklich trocknen Haushalt (!) eingeschränkte Frauen als in Bern gesehen habe. Die jungen Leute beyder Geschlechter gingen frey und unbefangen, fast ohne Aufsicht, mit einander um, ohne dass Ärgerniss und Familienunheil daraus entstand. Auch war das Gesinde treuer, häuslicher als bey uns, und man sah höchst selten verunglückte Mädchen und vaterlose Kinder; indem der Staat die Ehen möglichst begünstigte.» Gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit nimmt die Autorin die jungen Patrizier entschieden in Schutz, dagegen muss sie einräumen, dass «unerträglicher Hochmuth» und «grosse Gleichgültigkeit gegen Gelehrsamkeit, Kunst und Litteratur» in den regierenden Familien anzutreffen seien; sie erklärt sie mit Mängeln in der Erziehung – schliesslich war «ihr Emporkommen zu gewiss, um sie zu eifrigem Fleiss und feinerer Ausbildung anzutreiben». Doch tut dies ihrer Erinnerung an die Stadt Bern keinen Abbruch: «Die musterhafte Ordnung und Reinlichkeit, welche von der damaligen Regierung ohne Zwang und Geräusch unterhalten ward; die schönen geraden Strassen mit breiten Bogengängen längst derselben, die den Fussgänger vor aller übler Witterung schützen; die Tüchtigkeit und Würde mit Einfalt verbunden in Gebäuden, Landstrassen, Spatziergängen, öffentlichen Anstalten, Kleidungen, Wohnungen und Lebensweise; die reine, gesunde Luft, der hohe Ernst, das etwas melancholisch klösterliche Ansehen, welches die steinernen Arcaden der Stadt geben; alles das stimmte zu meiner Sinnesart, und machte mir den Aufenthalt so heilsam als angenehm.» Frau von Berlepsch mag selber spüren, wie sie ihre Neigung zur Melancholie, ihre gelegentliche Sympathie für das Klösterliche in das Bild der geliebten Stadt projiziert, wie ihre Selbsterfahrung die Erfahrung des Fremden durchdringt.

Sie verteidigt Bern auch gegen allerhand, worüber sich andere fremde Besucher geärgert hätten, «über den steifen bürgerlichen Ton» oder über das Gesetz gegen

«mancherley Modeputz» oder das Verbot, innerhalb der Stadt zu fahren – beide gälten übrigens für Ausländer nicht; schöne Geister vermissten «ästhetische Unterhaltungen», ökonomisch Interessierte ein entwickeltes «Gewerbe- und Handelswesen». Solche Vorwürfe lässt Frau von Berlepsch nicht gelten; diese angeblichen Mängel gehörten zu den Vorzügen, zum Stil von Stadt und Staat Bern. Sie zweifelt, «ob es möglich gewesen wäre, Handel und Gewerbe, Luxus und rauschende Vergnügungen mit der Würde, Festigkeit und Einheit zu verbinden, die der Charakter dieser Regierung und der Gang der Geschäfte erforderten». Überdies hat sie selber erfahren, dass «schon viel von der Austerität alter Sitte nachgelassen worden» sei. Es habe «sehr schöne öffentliche Concerte und Bälle» gegeben, daneben «geschlossene Gesellschaften . . . , wo die Männer sich zum Zeitunglesen, Commerzspiel usw. täglich einfanden»; die regierenden Familien «bildeten eine Menge Kreise, die sich nach Gleichheit des Alters, der Verhältnisse, oder nach eigener Wahl absonderten, wo die Empfohlenen und einmal bekannten Fremden mit einer offenen gutmüthigen Gefälligkeit aufgenommen wurden». Wenn es zum Wesen der Liebe auch gehört, die Mängel der Geliebten zu übersehen und die Vorzüge zu überhöhen, so hat auf diesen Seiten ihres Buchs<sup>63</sup> Emilie von Berlepsch ihre Liebeserklärung an die Stadt Bern festgeschrieben.

Wie die Stadt, so der Kanton, «das Urbild eines glücklichen Bauerstaates und einer ganz auf natürliche Grundsätze ruhenden Verfassung»<sup>64</sup>. Die Vorstellung, dass Kultur sich aus Natur entwickle, ist in ihrer Anschauung der Welt zentral. Zur Kultur gehört der Staat als natürliche Ordnung der Gesellschaft. Im Staat Bern des Ancien régime glaubt Frau von Berlepsch diese naturgemässe Ordnung in nahezu vollkommener Ausprägung verwirklicht: «Sie war nicht das Werk der klügelnden Vernunft, diese bewundernswürdige Staatsverfassung, nicht das Werk der schlaunen Politik und theoretischen Weisheit, sondern der Natur selbst und ihrer folgsamen Kinder, der Zeit, der Umstände und eines von Vater auf Sohn fortgepflanzt treuen, festen und vaterländischen Sinnes.»<sup>65</sup> Die Natur ist die umfassende Kraft, welche Volk und Staat schafft, trägt und erhält. Sie erscheint ihr erhaben in der physischen Grösse der Alpenwelt, sanft im natürlichen Lebenskreis der Bewohner, als legitime Nutzung zu deren Wohlergehen und Wohlstand. Gleichsam als Dimension der Natur wirkt der über die Generationen fortgeplante – dieser Ausdruck ist bemerkenswert – treue vaterländische Sinn, der über den Staat Bern ausgreifend das Nationalbewusstsein zum Fundament der Eidgenossenschaft gemacht habe. Hier wird Geschichte Gegenwart. Frau von Berlepsch meint, es sei kaum ein Bauer zu finden, der nicht die Geschichte des Vaterlandes aufs genaueste kenne; ja sie versteigt sich zur Behauptung, man treffe «in den Einsamkeiten der Alpen Menschen an, die beym Hüten ihres Viehs in einem Geschichtsschreiber lasen». Alle Eidgenossen erinnerten sich deshalb «an die Stifter ihres Bundes, an jede edle That, womit ihre Freyheit erfochten und erhalten ward». Um so heftiger protestiert sie dagegen, dass «die unselige Sucht, durch neue, vorurtheilsfreye Meinungen als Selbstdenker zu glänzen», neuerdings «jene dem Volke so heilige, durch so viele Capellen, Abbildungen und Traditionen beglaubigte Geschichte Tells» völlig ableugne. Sie fürchtet, Zweifel an der Existenz Tells gefährdeten «die heiligste Kraft der Menschheit in ihren Wurzeln: Glaube, Liebe und Phantasie».

Sie zitiert auch drei Strophen aus ihrem Loblied auf Tell und die Freiheit («Tells Capelle am Vierwaldstädter-See»). Die darin vorgedeutete Wende von literarischer Empfindsamkeit zu politischem Interesse ist nun, im spätern Buch, vollzogen. Was Freiheit sei, lehre sie der Anblick des «Schweitzer-Landmanns . . ., seiner durch klare und weise Gesetze gezügelten Triebe; seines durch freye ungehinderte Thätigkeit erworbenen Wohlstands, durch Ordnung gesicherten Ruhe, und durch Ruhe gesicherten Tugend»<sup>66</sup>.

Dass Reichtum der Natur allein zum Wohlbefinden eines Volkes nicht ausreiche, sondern dass eine weise Staatsordnung vonnöten sei, hat sie am Beispiel der gesegneten Landstriche der Côte d'Azur schon nach ihrer ersten Reise in die Schweiz bemerkt. Dort eine unfähige Regierung und ein apathisches Volk, hier Zufriedenheit und ein bescheidener Wohlstand. In bezug auf beides erkennt sie freilich innerhalb der Eidgenossenschaft gewisse Unterschiede. Einerseits vermutet sie in einigen katholischen Tälern, vor allem in den Gemeinen Herrschaften, weniger Fleiss und damit mehr Armut; jedoch von Not könne keine Rede sein. Die Menschen dort seien «gesund, ruhig und vernünftig . . ., nirgends roh, grob, ausgelassen». Andererseits sei in den reichsten Gegenden der Schweiz, am Genfer- und am Zürchersee, die Zufriedenheit abhanden gekommen. «In den Jahren 85 und 86 sah' ich diese Seebauern [im Kanton Zürich] noch ruhig und froh in ihrem äusserst blühenden Gewerbe und Hausstand, in ihren viel zu städtlichen Dörfern, die schönsten, die es wohl in der Welt giebt.» Zehn Jahre später habe sie aus der Nähe beobachtet, wie wohlhabende Dorfschaften mit der städtischen Obrigkeit in Streit geraten seien. Sie sieht sich ausserstande, im Stäferhandel Recht und Unrecht zuzumessen. Allerdings hat sich Usteris «eifrige Demokratin» offenbar gewandelt und lässt mehr Tadel auf die Bauern fallen. Sie seien bereit gewesen, den Herrschaftskontrakt einseitig zu brechen, Eigentumsrechte der Stadt zu missachten und sogar Gewalt einzusetzen, alles ohne Not, bloss um fremder revolutionärer Ideen willen. Auf der andern Seite müsste eine Regierung zeitig dafür sorgen, dass dem «Fortschritt der Begriffe und Bedürfnisse» durch freiwillige Reformen Genüge getan werde. An sich erscheine der Gegenstand des Streits, der «Handel mit etwas Baumwollfabrikaten», geringfügig, aber symptomatisch. «Wenn der übertriebene Handlungsgeist, sowohl der Zürcher Obern, als der Unterthanen, es verschuldet hat, dass von beyden Seiten gefehlt ward; so ist's ein neuer Beweis, wie weise die Regierung von Bern handelte, dass sie das Emporkommen der Landstädte und des Handels nur mässig unterstützte, und im Gleichgewicht mit den Produkten und Bedürfnissen des Landes erhielt.» Auch im binnenschweizerischen Vergleich steht Bern in ihrer Gunst voran. Sie misstraut modernen Entwicklungen von Industrie und Handel und hält es mit der naturgemässen Ordnung im «Bauerstaat». So fährt sie fort, Berns ausgleichende Politik um ihrer Erfolge willen zu loben: «Und doch war eine so erstaunliche Volksmenge und ein so grosser Wohlstand im Canton Bern; aber freylich ländlicher, bescheidner Wohlstand! So sah ich im Emmethal, in der Gegend zwischen Bern und Thun, im Aargau, alles was man nur von einem glücklichen Zustand und vernünftiger Lebensweise der Bauern wünschen – ich möchte sagen dichten könnte.»<sup>67</sup>

Diese Formulierung verrät, wie mir scheint, ihren Hang zu poetischer Überhöhung, hier lässt sich erkennen, dass sie doch die Schranken, die sich ihr als einer Fremden entgegenstellten, nicht abbauen konnte; so war sie in jene Zuschauerrolle verwiesen, die ein Betrachter der Landschafts- und Genrebilder eines Aberli, Lory oder Freudenberger heute noch nachvollziehen kann. Ihre Distanz lässt sich ablesen etwa an der befremdlichen Beobachtung, die sie zur Regel erhebt, dass sich sämtliche Gebirgsvölker des Fluchens enthielten, dass ihnen ganz allgemein «die zerstörenden Leidenschaften fremd» seien<sup>68</sup>. Ausdrücke wie «der Zauber des bergumschlossenen Elysiums» machen uns misstrauisch, wir glauben, ein literarisches Klischee mit Haller (dem Vater ihrer Gastgeberin!), mit Gessner oder Rousseau als Vorbildern vorge setzt zu bekommen statt eigenständiger Beobachtung. Was ihr hierin abgeht, ersetzt sie durch Begeisterung: «Nie vergess ich dich, Oberhasli, mit der Riesenumzäunung deiner majestätischen Felsen, über deren ungeheuern Häuptern die Schneekronen der Gletscher glänzen; mit deinen von allen Seiten herabstürzenden und rauschenden Wasserfällen, . . . mit deinem weit ausgebreiteten Teppich vom sanftesten Grün, den unzählige Hütten besetzen, und die hier ruhig gewordne Aar freundlich durchschlängelt, mit deinen griechischgebildeten (!), tannenschlanken, guten, zufriedenen Menschen . . . Auch dich vergess ich nicht, fürchterlich schönes Grindelwald, vergesse nie die Grausen erregende Gestalt deines Schreckhorns und die wundervolle Wirkung des Mondlichts auf deine chaotischen Formen.»<sup>69</sup>

Von einer Reise ins Berner Oberland haben wir als das einzige Zeugnis, das nicht erst aus beträchtlicher zeitlicher Distanz verfasst ist, einen Brief, den sie von Bern aus an Füssli richtet. «Eben kommen wir von einem Ausflug nach Interlaken, nach dem Grindelwald und Oberhasli zurück, wohin Stapfer uns begleitete. Wir haben sehr viel Freude auf dieser Reise gehabt, das Wetter war uns sehr günstig, alles gelang uns, und nur bey unserer Zurückkunft von Thun war der Himmel umhüllt. Mein Sohn hat wirklich mit ganzer Seele die feierlichen Schönheiten der Natur, die ihm ganz neu waren, genossen.»<sup>70</sup> Die philosophische Vertiefung fehlt; es interessieren die Begleiter. Ihr Sohn, wenig über zwanzig, war schon in Zürich bei ihr aufgetaucht, Philipp Albert Stapfer (1766–1840), noch nicht dreissig, Professor an der Hohen Schule und am Politischen Institut, war mit ihr bekannt seit seinem Studium in Göttingen. Mit Stapfer und seinen Bekannten erweitert sich der Kreis ihrer Berner Gastfreunde über den Zirkel von Frau Zeerleder hinaus.

## 6. Die Freundschaft mit Philipp Albert Stapfer

VDM Philipp Albert Stapfer war im Herbst 1789 an der Universität Göttingen als Stipendiat der Berner Regierung immatrikuliert worden. Zunächst war er nach eigenem Zeugnis «terriblement hypochondre», bis er in der neuen Umgebung Fuss gefasst